

Schwerpunkte der Predigtausbildung

Von Franz Kamphaus

Predigen lernen?

1. Kann man das Predigen lernen? Dem einen ist es gegeben, dem anderen nicht, heißt es. Was ist da zu lernen? Wer's kann, der kann's. Predigen, das ist eine besondere Begabung, ein Talent. Wer's hat, der hat's.

Predigten leben von Einfällen. Sind sie erlernbar? Die Predigt ist ein kreativer Prozeß: Sie wird frei gestaltet und (hoffentlich!) frei gesprochen. Was soll man da lernen? Wer's kann, der kann's.

„Wie bekommt man Einfälle?“, fragt Charlie Chaplin¹, der Mann, der durch seine originellen Einfälle berühmt geworden ist. Er gibt drei Hinweise:

- Ausdauer (»indem man bis an die Grenzen des Wahnsinns beharrlich bleibt. Man muß die Fähigkeit haben, über lange Zeit Seelenqualen zu ertragen. . .«)
- Intensität des Suchens
- kritisches Auswahlvermögen.

Also: man kann etwas tun, um zu Einfällen zu kommen. Kreativität ist bis zu einem gewissen Grad zu erlernen. Es gibt kreativitätsfördernde und kreativitätshemmende Methoden und Strukturen. Die homiletische Ausbildung wird darauf bedacht sein, Spontaneität und Kreativität nicht abzuwürgen, sondern freizusetzen. Kreativität und Methode schließen sich nicht aus. Die Predigt ist ein schöpferischer Prozeß – sie sollte es wenigstens sein. Sie geht nicht in Methode auf. Aber die Kenntnis eines methodisch verantworteten Instrumentariums kann die Predigtvorbereitung und das Hören der Predigt erleichtern. Sie hat so viel Sinn, wie sie der Vermittlung des Evangeliums dient.

Statt also in das allgemeine Klagelied über die Predigtmisere einzustimmen, gilt es zu lernen, was zu lernen ist. Aber was ist zu lernen? Hier setzt eine zweite Frage an.

2. Kann man Glauben lernen? Ist die Vermittlung des Glaubens als methodisch reflektierter und kontrollierter Lehr- bzw. Lernvorgang zu begreifen? Was ist von einer Predigt Didaktik zu halten? Wird da nicht dem Wort Gottes Gewalt angetan? Didaktische Analyse, Effizienzkontrolle – was richten solche zentralen Kategorien der allgemeinen Didaktik im Bereich der Glaubensverkündigung aus, oder: Was richten sie an? Wird nicht der Glaube auf diese Weise völlig überfremdet? Soll ein charismatisches Geschehen verfügbar gemacht werden?

1 Ch. Chaplin, Die Geschichte meines Lebens. Frankfurt 1964, S. 213.

Man kann von der Kommunikationswissenschaft und Kybernetik so fasziniert sein, daß man schließlich in der »Machbarkeit der Wörter« das Heil sucht und sich zu dem Gedanken verleiten läßt, es käme im wesentlichen darauf an, die Produktion von Wörtern zu perfektionieren. H. D. Bastian schreibt: »Als Kommunikationstheologie . . . würde die Theologie selbst technisch und bemüht, sich technischer Fragestellungen und Methoden zu bedienen . . . Wir können nicht untechnisch leben, weil wir uns stets vermitteln müssen. Direkt, das heißt jenseits aller Übertragungsmittel, spielt sich unter Lebewesen nichts ab. Von diesem Gesetz ist die Praxis des christlichen Glaubens nicht befreit. Sonderbedingungen der Kommunikation sind für ihn nicht vorgesehen.«²

Verkündigung, eingefangen in das System des kybernetischen Regelkreises, wird steril und verkommt. Bei einer rein technischen, funktionalen Betrachtungsweise entartet die Homiletik zu einem Arsenal von Handwerksregeln und wird beliebig verwendbar (auch zur Propaganda). Eine Homiletik, die mehr sein will als bloße Anwendungswissenschaft, wird sich mit der Rezeption empirischer Methoden (so wichtig und anregend sie sein können) nicht zufrieden geben. Sie wird sich der Frage stellen müssen, *was* denn Evangelium für die Gesellschaft, in der wir leben, heißt, in welcher Praxis es heute zu Wort kommen kann. Daß Christus Glauben findet, kann und darf keine Predigtmethode funktionabel machen wollen. Vor falschen Erwartungen in die »Machbarkeit der Wörter« ist zu warnen.

Einer Predigtlehre kann es nicht darum gehen, den Glauben zum reibungslosen Funktionieren und unter didaktische Kontrolle zu bringen, sondern ihn gerade in seiner Unverfügbarkeit zur Entfaltung kommen zu lassen und freizusetzen. Eben dazu aber bedarf es didaktischer Überlegungen. »Wer behauptet, man dürfe den Menschen über Inhalt und Form der Rede keine Vorschriften machen, da es ja der Heilige Geist sei, der sie zu Lehrern mache, der kann ja geradesogut auch sagen, man dürfe nicht beten, weil ja der Herr sagt: Euer Vater weiß, was euch fehlt, noch bevor ihr ihn darum bittet« (Augustinus). Von der Aufgabe einer methodisch reflektierten und kontrollierten didaktischen Arbeit in der Vor- und Nachbereitung und in der Durchführung der Predigt kann man sich gerade um der Sache willen, um die es in der Predigt geht, nicht dispensieren. Der Abfall ins Schwärmertum und in den Dilettantismus ist in der Geschichte der Predigt vom ersten Jahrhundert an zu offen in Erscheinung getreten, als daß man der frommen Willkür freien Lauf lassen dürfte, die methodisch verantwortete Arbeit durch eine vermeintliche Eingebung des Heiligen Geistes ersetzen zu können meint.

»Gottes Wort in Menschenmund.« – In diesem Satz ist die ganze Spannung des Predigtgeschehens zum Ausdruck gebracht. Gottes Wort begegnet uns nicht in göttlicher Gestalt, sondern in der Antwort bestimmter Menschen. Wie

² H. D. Bastian, *Kommunikation. Wie christlicher Glaube funktioniert*. Stuttgart 1972, S. 7 f.

darum die historisch-kritische Methode in der Auslegung der Schrift eine wertvolle Hilfe bietet, so kann und muß der Verkündigungsvorgang auf seine didaktischen Voraussetzungen und Implikationen befragt werden. Solches Bemühen entspringt nicht mangelndem Glauben oder mangelndem Vertrauen in die Überzeugungskraft des Wortes Gottes, sondern der Einsicht in die Struktur der Offenbarung, die menschliche Gegebenheiten nicht wegdenkt, sondern weiterdenkt, nicht überspringt, sondern aufnimmt. Weder darf der Mensch vor Gott, noch erst recht darf Gott vor dem Menschen verschwinden.

Mit allen didaktischen Überlegungen soll nicht einem eindimensionalen Empirismus das Wort geredet werden, der die den Glauben konstituierende Spannung (Gottes Wort in Menschenmund) auflöst. Das, worum es in der Predigt geht, das »Wort in den Wörtern«, entzieht sich letztlich jeder Methodisierung und ist bei aller notwendigen methodischen Arbeit letztlich doch mehr als Geschenk zu empfangen denn als Werk zu machen.

Das bringt D. Bonhoeffer (als Leiter eines Predigtseminars) in seinen Darlegungen zur Predigtvorbereitung zum Ausdruck: »Die Arbeit an der Predigt beginnt vor dem aufgeschlagenen Text mit dem Gebet . . . Dieses Gebet gehört zur sachlichen Ordnung der Predigtarbeit, nicht auf die erbauliche Seite.«³

Ist Predigtausbildung als sinnvoll und notwendig erkannt und Homiletik als methodisch reflektierte Disziplin praktischer Theologie legitimiert, dann bleibt zu fragen, worauf sich die Ausbildung im wesentlichen zu beziehen hat. Die von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebene »Rahmenordnung für die Priesterbildung« weist die Homiletik als eigenständiges Studienelement aus mit dem Ziel der »Thematisierung theoretischer Ansätze und praktischer Möglichkeiten der christlichen Verkündigung in der Gemeinde. Dabei sollen theologische und kommunikations-theoretische Probleme der Verkündigung behandelt werden, die dem Verständnis und der Praxis kirchlicher Verkündigung (vor allem im Gottesdienst) dienen. Die Studenten sollen eine theologische, geistliche und kommunikative Befähigung für die Ausübung des priesterlichen Verkündigungsauftrags gewinnen« (Nr. 97).

Es geht also um die Befähigung, um die Kompetenz zur Verkündigung. Dabei fällt auf, daß diese Kompetenz nicht auf den *kognitiven* Bereich (Wissen in Theologie und Kommunikationswissenschaft) eingeengt wird. Der künftige Prediger wird seiner Aufgabe nur dann gerecht werden können, wenn er zudem *geistlich* gerüstet ist und wenn seine *kommunikativen* Anlagen zur Entfaltung kommen.

Diese drei Dimensionen der Kompetenz gehören zusammen, in der einen Person des Predigers. Wenn sie im folgenden nacheinander entfaltet werden, dann nur, um ihre je eigene Bedeutung bewußtzumachen.

3 D. Bonhoeffer, Schriften IV, S. 258 (Finkenwalder Homiletik).

Theologische Kompetenz

Die Gemeinden haben ein Recht auf fachlich qualifizierte Prediger. Die theologische Kompetenz ist inhaltlich gebunden. Sie soll ja nicht irgendeiner Rede dienen, sondern der Weitergabe der Botschaft Jesu in der Kirche. Der Prediger muß darum die Tradition kennen, der er die Botschaft Jesu verdankt. Man darf von ihm eine fachlich verantwortete Auslegung der Heiligen Schrift erwarten. Er sollte die historischen Methoden gelernt haben, die ihm helfen, authentische Traditionen von sekundären Interpretationen zu unterscheiden. Vor allem sollte er den Unterschied zwischen Darstellung (eines Textes, eines Zusammenhangs) und Deutung kennen und praktizieren. »Der vermeintliche Zwang, immer gleich selber Stellung beziehen zu müssen, statt zunächst einmal zu hören und zu warten, was uns vom Fremden her geschenkt oder genommen wird, ist zumeist der Tod des Verständnisses, das Abwürgen der echten Frage, die verfehlt Chance, lernend zu wachsen. Wie viele unserer Studenten vernehmen es noch, daß Verstehen immer auch ein Prozeß des eigenen Wachsens ist und also Zeit fordert und Gelassenheit bis an die Grenzen der Selbstvergessenheit . . . der Anfang aller sinnvollen Hermeneutik ist für mich die Einübung des Hörens, die das geschichtlich Fremde zunächst einmal gelten läßt und nicht in der Vergewaltigung die Grundform des Engagements erblickt.«⁴

Der zukünftige Prediger sollte die wichtigsten hermeneutischen Ansätze kennen, die seiner Aufgabe dienen, Tradition und Situation sprachlich miteinander zu vermitteln. Er sollte wissen, daß in der Predigtpraxis normative Voraussetzungen wirksam sind. Bestimmte Theologien (im Zusammenhang bestimmter hermeneutischer und sprachtheoretischer Konzepte) führen zu bestimmten Predigten. Indem der Student das anhand konkreter Predigtmodelle erkennt, wird er zugleich angeregt, sich über seinen eigenen theologischen Ansatz Rechenschaft zu geben.

Er sollte zudem die Grundelemente der PredigtDidaktik kennen, die die Erarbeitung, Durchführung und Analyse von Predigten leitet. Predigt ist dabei als Kommunikationsprozeß zu verstehen, an dem verschiedene Faktoren beteiligt sind. Die PredigtDidaktik verbindet die Frage nach dem Verkündigungsinhalt mit der Frage nach der Intention des Predigers und der möglichen Realisierung des Gesagten im Leben der Hörer. Sie versucht, Wege der Vermittlung aufzuzeigen, die zugleich dem Inhalt, dem Verkündiger und seiner Intention, dem Hörer, der Sprache und der Situation gerecht werden.

Es ist das primäre Ziel der Universitätsausbildung, bei den Studenten eine fachlich-theologische Kompetenz zu entwickeln. Gelingt das? Wer mit der Predigtausbildung zu tun hat, wird oft bekümmert fragen, was von dem

4 E. Käsemann, Zum Thema der urchristlichen Apokalyptik. In: Exegetische Versuche und Besinnungen II. Göttingen 1964, S. 107, Anm. 1.

weitverzweigten Angebot in Kirchengeschichte, Exegese, systematischer und praktischer Theologie in die Verkündigung überkommt. Woran liegt das?

Bei der Fülle des Angebots verliert der Student nur allzu leicht die Orientierung. Es wird ihm kaum Zeit gelassen, die Flut der (nicht selten kontroversen) Sachinformationen mit seinem Leben, mit seiner Erfahrung zu vermitteln. Das Lernen ist intellektualisiert. Der Stoff wird kaum integriert und deshalb oft nur oberflächlich weitergereicht oder fallengelassen. Im Ernstfall der Predigt setzt sich dann nicht selten das altvertraute religiöse Vorwissen aus Elternhaus und Schule durch.

Die Ausbildung kann nicht gelingen, wenn sie rein intellektuell ausgerichtet ist und den personalen Bereich verkümmern läßt. Sachgerechtes Theologiestudium ist nie rein kognitiv orientiert. Es reicht in die Tiefen der Existenz. Denn die »Sache«, um die es der Theologie geht, ist eine Person. Darum gehört auch das Gebet »zur sachlichen Ordnung der Predigtarbeit, nicht auf die erbauliche Seite« (s. o. D. Bonhoeffer).

Geistliche Kompetenz

Wer hat die Kompetenz zur Predigt? Das theologische Wissen allein genügt nicht (wenngleich verantwortliche öffentliche Verkündigung diesem Wissen verpflichtet sein muß!). Die Rahmenordnung für die Priesterbildung spricht über die theologische Qualifikation hinaus von einer »geistlichen Befähigung«. Was ist mit dieser geistlichen Kompetenz zum Predigtdienst gemeint? Wer ist im Sinne des Geistes Jesu Christi kompetent, seine Botschaft weiterzusagen?

Der Verkündigungsdienst ist wesentlich von Jesus geprägt, er lebt von seiner Autorität, von seiner Inspiration, die die Inspiration des Vaters ist. Soweit sich jemand auf Jesus und seinen Geist einläßt und ihn in seinem Leben wirksam werden läßt, gewinnt er Kompetenz zur Predigt; diese bemißt sich nach der Nähe zum Herrn, also von der Nachfolge her.

Predigtkompetenz und Nachfolgepraxis sind untrennbar miteinander verbunden. Man kann die Nachfolge Jesu nicht aus dem Verkündigungsdienst ausklammern. Sie ist nicht etwa nur eine Frage des privaten aszetischen Strebens, mehr oder weniger ins Belieben des Predigers gestellt und separat im Innern zu erledigen. Nur sofern und soweit ich Jesus nachfolge, ahne und erfahre ich, »weiß« ich, wer er ist. Nur so kann ich ihn verkündigen.

Es ist eine frühe Erkenntnis der Kirche, daß sich die Geistbegabtheit eines Menschen in seiner Lebenspraxis zeigt. Die Nachfolge Jesu unterscheidet den wahren vom falschen Propheten: »Nicht jeder, der im Geist redet, ist ein Prophet, sondern nur, wenn er die Lebensweise des Herrn hat; an der Lebensweise erkennt man den falschen Propheten und den (rechten) Propheten. Und kein Prophet, der den Tisch richten läßt im Geist, ißt davon, außer er ist ein falscher Prophet. Und jeder Prophet, der zwar das Rechte lehrt, ist ein

falscher Prophet, wenn er das, was er lehrt, nicht tut« (Didache 11,8 bis 10). Im Hirten des Hermas heißt es entsprechend: »Nach seinem Leben erprobe den Menschen, der den göttlichen Geist besitzt« (m. 11,7).

Es kommt alles darauf an, die Existenz des Predigers dem Verkündigungsauftrag anzupassen, damit nicht umgekehrt (konformistisch!) die Verkündigung den eigenen Interessen angepaßt wird. Die Verkündigung des Evangeliums verlangt eine größtmögliche Kongruenz von Lebenszeugnis und amtlichem Auftrag. Gregor d. Große sagt vom Prediger: »Noch ehe ein Wort über seine Lippen kommt, sollte er bereits durch seine Lebenspraxis ankündigen, was er sagen wird« (Reg. past. III 40).

Die homiletische Tradition versucht, in immer neuen Bildern die geistliche Kompetenz des Predigers zum Ausdruck zu bringen.⁵ Nach Ch. Stock soll der Prediger sein:

»Gleich einer Uhr, welche schlägt, wie sie weiset und zeigt.

Gleich einer Laternen, welche das Licht in sich führt, und anderen fürleuchtet, daß sie den rechten Weg nehmen und gehen.

Gleich einem Fuhrmann, welcher nicht nur den Weg an Ort und Stelle weiset, sondern auch selbst mitfähret.

Gleich einem Feuer, welches andere nicht anzündet, wo es nicht selbst brennet.

Gleich einem Hahn, welcher, wenn er mit seinem Krähen andere will munter machen, sich selbst zuvor mit Zusammenschlagung der Flügel munter machet.«⁶

In der Diskussion um das Bild des Priesters ist in den vergangenen Jahren sehr häufig die »Totalrolle« (eine die ganze Person beanspruchende lebenslange Bindung) als Schreckgespenst hingestellt worden. Dieser Beruf, heißt es, ist menschlich nur vollziehbar, wenn man differenziert zwischen Person und Beruf, wenn die Möglichkeit gegeben ist, sich von seiner Rolle zu distanzieren. – Was geschieht da? Das Leben wird geteilt: Die (private) Existenz des einzelnen wird abgehoben von seinem beruflichen Handeln. Er hält sich selbst heraus, um eine vermeintliche Identität zu wahren. Er spielt »Rollen«, übt »Funktionen« aus und hält dabei (wie ein Funktionär) die Seele zurück. Das entspricht einer Gesellschaft, in der alles austauschbar und ersetzbar ist (und damit auch beliebig), in der schließlich auch Beziehungen und Bindungen als auswechselbar erscheinen.

Die Identität des Predigers ist so gerade nicht zu finden. Persönliche Existenz und Beruf (Amt) lassen sich nicht voneinander trennen. Der existentielle Glaube ist Grundlage der beruflichen Existenz. Der Prediger kann sich nicht

5 Vgl. R. Zerfaß, Die Kompetenz des Predigers als Thema der Überlieferung. In: R. Zerfaß / F. Kamphaus (Hrsg.), Die Kompetenz des Predigers. Münster (Comenius-Institut) 1979, bes. S. 15-23.

6 Ch. Stock, Homiletisches Reallexikon (1741), S. 741.

heraushalten aus dem, was er sagt und tut. Er muß (darf!) sich selbst (nicht nur etwas von sich) in seinen Dienst einbringen. Das ist ein Stück Entäußerung, Verlieren des Lebens (vgl. Mt 16,25).

Im »Tagebuch eines Landpfarrers« von G. Bernanos sagt der Pfarrer von Torcy: »Gottes Wort! Das ist glühendes Eisen. Und da willst du, der du es lehrst, es mit Zangen anfassen, aus Angst, du könntest dich verbrennen, und greifst nicht gleich mit beiden Händen danach? Daß ich nicht lache! Ein Priester, der von der Kanzel der Wahrheit herabsteigt, mit einem Mund wie ein Hühnersteiß, ein wenig erhitzt, aber zufrieden, der hat nicht gepredigt – im besten Falle hat er geschnurrt. Allerdings kann das einem jeden zustoßen, wir sind alle arme Schläfer, und es ist manchmal verteufelt schwer, aufzuwachen. Sogar die Apostel in Gethsemane haben geschlafen. Aber schließlich muß man sich einmal darüber klar werden. Und du siehst doch auch ein, daß einer, der große Gebärden macht und schwitzt wie ein Möbelpacker, deshalb noch nicht wacher sein muß als die anderen. Ich behaupte nur: Wenn der Herr zufällig ein Wort aus mir herauszieht, das den Seelen nützt, so spüre ich es an dem Schmerz, den es mir bereitet.«⁷

Geistliche Kompetenz – damit ist ein wunder Punkt der theologischen Ausbildung signalisiert. Wenn Beruf und Glaubensexistenz im Falle des Predigers aufs engste zusammengehören, dann doch auch berufliche Ausbildung und Reifung im Glauben (Identitätsfindung). Hier scheint die gängige Universitätsausbildung völlig überfordert. Sie kommt von einem Wissenschaftsideal her, das den existentiellen Bereich vorsätzlich ausblendet und ihn privatisiert, bis hin zur Beliebigkeit. Das Studium läßt den Studenten mit der Aufgabe, zwischen dem »Ich denke« und dem »Ich glaube / lebe« zu vermitteln, faktisch allein, und das in der für ihn nicht leicht zu bewältigenden Lebensphase des Übergangs vom Elternhaus zur Universität (von der primären zur sekundären Sozialisation). Bedenkt der Professor die Konsequenzen (Folgekosten!) dessen, was er in seiner Vorlesung sagt? Ist er sich seiner Verantwortung über den Bereich des bloßen »Wissens« hinaus bewußt und nimmt sie wahr? Er kann sich von dieser Verantwortung nicht dispensieren. Er kann sich nicht als unzuständig erklären und die Verantwortung an einen Spiritual delegieren. Er selbst ist in dieser Sache bei den Studenten buchstäblich »im Wort«. Die Einheit zwischen Theologie und Nachfolge müßte nicht nur gelehrt, sondern praktiziert, eingeübt werden.

Kommunikative Kompetenz

1. In einem Gebet des Nikolaus von Cues (*De visione Dei* 7) sagt Gott dem Beter: »Sis tu tuus, et ego ero tuus – Sei du dein, und ich werde dein sein.« Und

7 G. Bernanos, Tagebuch eines Landpfarrers. Zürich 1975, S. 63 f.

der Beter antwortet: »Herr, du hast es in meine Freiheit gelegt, daß ich mein sein kann, wenn ich es nur will. Gehöre ich darum nicht mir selbst, so gehörst auch du nicht mir. Du machst die Freiheit notwendig, da du nicht mein sein kannst, wenn ich nicht mein bin. Und weil du das in meine freie Entscheidung gelegt hast, zwingst du mich nicht, sondern erwartest, daß ich mein eigenes Sein erwähle. . .«

Das Zeugnis des Glaubens geht durch die Person des Zeugen hindurch, nicht an ihr vorbei. Es schneidet sein Leben. Der Zeuge gibt im wahrsten Sinne des Wortes »etwas von sich«. Der ist in der Aussage mit drin. Das ist nicht ein Mangel, sondern eine Notwendigkeit. Sicher geht das zu Bezeugende über den Zeugen hinaus. Der Zeuge darf sich nicht zu viel zumuten, er ist nicht der Grund des Glaubens. Damit wäre er hoffnungslos überfordert. Er hat etwas mitzuteilen, das seinen Ursprung nicht in seinem eigenen Erleben hat; und doch ist er mit seinem eigenen Erleben an dem beteiligt, was er verkündet.

Alles, was der Prediger sagt, ist dadurch geprägt, daß er es ist, der das sagt, ist von der Situation bestimmt, in der er steht. Seine Biographie, die Tiefenstruktur seiner Person, seine Möglichkeiten und Grenzen, Gesundes und Krankes, Ausgereiftes und Infantiles, Erlebtes und »Anerlebtes« werden sich in der Predigt wiederfinden. Bis in Wortschatz und Tonfall hinein wird er es sein, der spricht, so wie er aus Erbmasse und Erziehung, aus Studium und Glaubens Erfahrung, aus geleisteten und verschleppten Lebensentscheidungen geworden ist. Er kann nicht aus seiner Haut, und er soll es auch gar nicht.

Man kann die Person des Predigers weder ganz ausklammern noch durch Darbietung »objektiver Wahrheiten« überflüssig oder nebensächlich machen. Sie ist immer mit im Spiel. Wir predigen immer schon persönlich, und wir hören immer schon persönlich. Nicht das zu verdrängen oder theologisch wegzurationalisieren ist die Aufgabe, sondern es sich bewußt zu machen. Denn Kommunikationsbarrieren entstehen zunächst nicht durch die gar nicht wegzudiskutierende Subjektivität des Predigers, sondern weit eher dadurch, daß diese Realität theologisch oder psychologisch übersprungen wird.

Wer den Zugang zu sich selbst nicht sucht und findet, wird sich hinter Fremdbildern und Begriffen verstecken. Er baut Fassaden auf, die die Kommunikation versperren. Wer sich den Weg zu den eigenen Tiefen versagt, wird ihn auch zu den Hörern nicht finden (mangelnder Tiefgang!). Wer den anderen nicht nur oberflächlich, sondern im Innern erreichen will, muß sich selbst im Innern erreicht haben, »innerlich« sein. Menschen mit Tiefgang sprechen eben auch im anderen Tiefenschichten an.

Der Student wird nur dann zur kommunikativen Kompetenz kommen, wenn er lernt, sich selbst in seinen Möglichkeiten und Grenzen wahrzunehmen: Was von mir steckt in meiner Predigt? – Homiletische Übungen haben nicht das Ziel, die Individualität des Predigers zurückzudrängen oder gar auszulöschen, sondern sie bewußtzumachen, an ihr zu arbeiten, damit sie nicht

unkontrolliert in die Verkündigung hineinschlägt und zu einem Ärgernis wird, das nicht das Ärgernis des Evangeliums ist. Predigt ist kein Gruppenkommuniqué, sondern Überzeugungsrede eines Zeugen. Aus Angst, ja niemandem zu nahe zu treten, auf Überzeugungskraft verzichten zu wollen, wäre eine Naivität, die sich im Ernst niemand leisten kann, sofern er meint, daß das, was er zu sagen hat, von Belang ist. Farblosigkeit ist nur zu überwinden, indem man Farbe bekennt, indem man sich identifiziert mit dem, was man sagt.

2. Kommunikative Kompetenz bringt den Beziehungsaspekt in den Blick. Sie meint z. B. das Gespür, das mir sagt, wann ich sprechen und wann ich schweigen soll, welchen Ton ich wähle (dem Raum, der Hörerschaft, der Situation angemessen). Das ist mehr und anderes als die abstrakte Beherrschung eines Regelsystems, um mit dessen Hilfe bestimmte Inhalte an den Mann zu bringen.

Kommunikative Kompetenz meint die Fähigkeit, Beziehungen aufzunehmen und sich auf Dialoge einzulassen, Situationen zu schaffen, in denen der andere als Partner ernstgenommen wird und merkt, daß ein Erwachsener zu Erwachsenen spricht.

Es gibt Menschen, die dichte Augenblicke mit wenigen Sätzen zerstören, und es gibt andere, die einen Raum entstehen lassen können, in dem man frei atmen kann, in dem der andere sich als Partner angenommen weiß.

In der Verkündigung geht es nicht nur um die Vermittlung von Inhalten. Das zeigt ein Blick in die Heilige Schrift: Sie hat erstaunlich viele Aussagen mit starker Beziehungsdominanz. Im Zentrum des Alten und Neuen Testaments steht der Bund. Paulus bezeichnet den Glauben als ein In-Christus-Sein und die Gemeinde als Leib Christi. Was wir inhaltlich zu sagen haben, läßt sich darin zusammenfassen, daß Gott in Christus in Beziehung zu uns tritt. Wie vermitteln wir das? Indem wir diese Beziehung zum Gegenstand unserer Rede machen? Das genügt offenkundig nicht.

Inhaltliche Orthodoxie kann auf der Beziehungsebene desavouiert werden: Der Prediger behauptet etwas, dem er durch sein Sprechen und Verhalten ins Gesicht schlägt. Er sagt »Gott« und mißachtet dabei das Ebenbild Gottes im anderen. Wenn ich Gott sage, muß auf der Beziehungsebene die Ehrfurcht vor dem Mitmenschen als unverfügbarem Ebenbild Gottes spürbar sein.

Augustinus beschwört (in: »De catechizandis rudibus« XII 17) den jungen Diakon, er möge die Taufbewerber doch ja in sein Herz schließen: »Leidenschaftliche Liebe vermag dies: Wenn jene durch uns, die wir sprechen, betroffen werden und wir durch ihr Hören, dann wohnen wir einer im anderen. Und so kommt es, daß sie, was sie hören, gleichsam in uns sagen und wir gewissermaßen in ihnen lernen, was wir lehren.«

Wenn die Beziehungsebene von so zentraler Bedeutung ist, was heißt das dann für die Ausbildung? Genügt da ein Studium? Genügt es, in der eigenen Stube zu bleiben und durch Analyse und Lektüre von Umfragen herauszubrin-

gen, was »der heutige Mensch« wohl denkt? Die sich auf den Predigtendienst vorbereiten (und nicht nur sie) sitzen die meiste Zeit auf dem Stuhl und haben Papier vor sich, und danach wollen sie zu Menschen sprechen und ihr Leben treffen. Wen wundert's, daß dann oft genug wieder Papier zwischen ihnen und den Hörern steht, daß sie sich ihnen nicht frei zuwenden können. Lebenswichtig zur Förderung der kommunikativen Kompetenz ist der lebendige Kontakt mit den Hörern und ihrer Lebenswelt.

Schweigen lernen

Nach Karl Barth geht es in der Predigt nicht um die Frage: »Wie macht man das?, sondern: Wie kann man das?« Wie kann der Mensch es überhaupt wagen, von Gott zu reden?

Ist denen, die das Predigen lernen (und den Predigern!) schon einmal das Wort im Halse steckengeblieben, weil sie bedachten, was sie tun: Von Gott sprechen. Wenn sie ans Predigen denken, wird ihnen allenfalls bange, weil sie einer größeren Gruppe von Menschen gegenüberstehen. Sie haben Angst, nicht alles richtig auf die Reihe zu kriegen, steckenzubleiben. Aber mit Gott kommen sie schon klar, damit werden sie schon fertig . . .

Alle Wörter und Sätze, die wir über Gott sprechen, sind mehr unangemessen als angemessen. Der Versuch, von Gott adäquat zu reden, ist wie der Versuch, eine Bachsche Fuge auf der Mundharmonika zu spielen. Er kann bestenfalls zur bläßlichen Ahnung dessen geraten, dem wir im Schweigen viel näher sind. Wer Gott nur bespricht, verschweigt das Wichtigste. Für das Unfaßbare ist Schweigen das beredteste Zeugnis. Wer nicht zu schweigen gelernt hat, darf eigentlich nicht von Gott sprechen.

Es könnte sein, daß wir in der Kirche zu viel reden. Wir sind pausenlos in Betrieb, andere zur Besinnung zu bringen! Die Flut der Wörter in unseren Gottesdiensten, die Flut kirchlicher Verlautbarungen nimmt kein Ende, sie steigt immer noch an. Ob wir mit all unserem Reden nicht schließlich und endlich Gott totreden?

»Schweigen ist die Stille vor dem Wort, der Mutterschoß des Wortes, der es lange trägt, um es zu gebären . . . Und wer weiß, vielleicht sollte man in der Kirche doch mehr schweigen als reden, jedenfalls auch schweigen. Und gewiß findet das Wort die gegenwärtige Sprache dort am ehesten, wo es sich aus einer schweigsamen Existenz aufmacht.«⁸